

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsstet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater! Der Geist selbst gibt Zeugnis unserm Geist, dass wir Gottes Kinder sind.

Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, wenn wir denn mit ihm leiden, damit wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden.

Liebe Gemeinde,

jetzt sind es drei Jahre, dass ich hier bin. Drei Jahre, seit die Hegners aus Rosenheim nach Augsburg gezogen sind. Ich bin heimisch geworden – mir selbst mache ich das mit dem meiner Meinung nach ultimativen Beweis deutlich: ich habe mittlerweile genug kartenspielende Männer kennengelernt, um mich regelmäßig mit ihnen in der Kneipe zum Schafkopf verabreden zu können. Das finde ich ganz wunderbar.

Ich bin keiner, der einen großen Freundeskreis um sich schart. Das strengt mich an. Andererseits habe ich im Laufe meines Lebens an den vielen Orten, an denen ich gelebt habe, schon viele Leute kennengelernt, und ein, zwei aus den verschiedenen Stationen sind auch im Abstand einiger Jahre jeweils übriggeblieben. Menschen, die in vielen Dingen ähnlich gestrickt sind wie ich. Was den Humor angeht, was Werte angeht, was den Blick auf die Welt und politische Überzeugungen angeht.

Ich glaube, ich habe keinen Freund, der nicht der Meinung wäre, man müsse sich für die vielen Flüchtlinge einsetzen, keinen, der nicht für entschlossenes Handeln in Sachen Klimaschutz wäre. Die allermeisten von denen, glaube ich, wählen ähnlich wie ich.

Aber ich habe viele Freunde, die irgendwann mal ganz überrascht, stumm, irritiert reagiert haben, als sie das erste Mal etwas von meinem Beruf und meinem Christsein mitbekommen haben. Dass ich an Gott glaube, damit hatten sie erst einmal nicht gerechnet. Es ist wohl so, dass ihnen so etwas eher selten begegnet ist. Irgendwie haben sie das dann auch akzeptiert und einordnen können – sonst wären sie heute nicht meine Freunde. Manch einer führte seitdem auch mal Gespräche mit mir, die wir vorher so nicht geführt hatten. Andere Kontakte sind an dem Punkt auch abgebrochen. Ich mag's nicht, wenn jemand über meinen Glauben lächelt, und umgekehrt wusste der ein oder andere nach meinem Outing nicht mehr so recht, was er mit mir anfangen sollte.

Die Statistik sagt, sechs von zehn Menschen gehören in Deutschland einer Kirche an. Da, wo ich groß geworden bin, in Westmittelfranken, sind es geschätzt neuneinhalb. Hier in Augsburg ist das anders. Da kommt es vor, dass ein hiesiges Unternehmen für den Mitarbeiterausflug eine Führung in St. Anna bucht, und von den zeh-

nen, die dann da sind, sind nur ein oder zwei noch nicht ausgetreten. Es ist recht genau ausrechenbar, dass in etwa 10 Jahren die Christen in Deutschland nur noch die kleinere Hälfte der Bevölkerung ausmachen werden. Und manchmal, wenn ich bemerke, wie erstaunt, ja, fast befremdet ganz sympathische Menschen reagieren, wenn sie von meinem Christsein erfahren, da schleicht sich so eine Sorge an mich heran, ob vielleicht irgendwas mit mir nicht stimmt. Dann fallen mir auch die Stimmen ein, die sagen, das mit dem Glauben sei ja schon eine schöne Sache – für die, die's brauchen, weil sie alt sind oder krank, oder sonst irgendwie nicht stark genug für's Leben.

Aber – ich schäme mich meines Glaubens nicht! Ich bin auch nicht stolz darauf, weil ich kann ja nichts dafür. So wie ich nichts dafür kann, dass ich meine Frau oder meine Kinder liebe - das habe ich mir ja auch nicht ausgesucht, oder erarbeitet.

Mir geht's nicht immer leicht von den Lippen, das „Abba, lieber Vater“. Manchmal passieren Dinge, da verschlägt es mir die Sprache. Tragödien, die durch die Presse gehen, und Hiobsbotschaften im persönlichen Umfeld. Da bleiben Fragen ohne Antworten und Klagen ohne Resonanz. Da merke ich: ich verfüge nicht über meinen Glauben, ich kann nicht einfach so auf ihn zugreifen. Nicht so wie auf die Milch zuhause im Kühlschrank.

Und dennoch: dass ich leben kann in dem Grundgefühl, meinem Gott vertrauen zu können, das ist mir eine Kraft in meinem Leben, für die ich dankbar bin. Und da ficht mich das Lächeln anderer auch nicht an – denn, ja: das glaube und erfahre ich: der Geist, den Gott uns verheißt hat – wenn der um mich weht, da lässt mich furchtloser und zuversichtlicher leben, als ich es ohne ihn könnte.

Das war die Botschaft des Paulus an die Christen vor 2000 Jahren. Die Furcht, die damals Menschen in den Gemeinden bedrängte, war die, möglicherweise Gott nicht recht zu sein. Da gab's ja welche, die waren Juden gewesen, bevor sie zum Glauben an Jesus als den Messias fanden, und andere, „Heiden“ genannt, die zuvor andere Götter verehrt hatten. Und die brachten unterschiedliche Überzeugungen ein in die Gemeinden, etwa, wenn es darum ging, ob es einen besonderen Tag des Herrn geben sollte, und ob es erlaubt sei, Fleisch von Tieren zu essen, die an Tempeln fremder Götter geopfert worden waren.

Auf solche Fragen wollte Paulus mit seinen Überlegungen eingehen – und ich denke, sie bedeuten in etwa: denkt nicht, es hängt an euch. Ihr braucht euren Gott nicht versöhnen oder gnädig stimmen. Esst, was ihr wollt, und betet, wann ihr wollt, und vertraut darauf, dass er euch gnädig und liebevoll ansieht. Nicht mit Augen eines Herrn, der seine Knechte beurteilt, sondern mit den Augen eines liebenden Vaters. Zählt auf diese Liebe!

2000 Jahre später ist die Frage der Leistung im Glauben mitunter immer noch eine. Aber viel bedeutsamer sind in unseren Tagen andere Fragen und Ängste geworden.

Wie das weitergehen soll mit all den Flüchtlingen, die gerade in unserem Land

Schutz suchen. Nach einem Sommer wie diesem: ob es die Menschheit noch hinbekommen wird, den Klimawandel zu stoppen. Ob wir die Erde unseren Enkeln und Urenkeln noch bewohnbar hinterlassen werden. Der Mangel an Gerechtigkeit in der Welt, die Angst vor einer ungewissen Zukunft.

Alle diese Themen beschäftigen auch mich und viele von Ihnen. Es sind die großen Themen unserer Zeit, sie treiben die Menschen um. Und da will ich mich gerne einbringen. Mich und meinen kindlichen Glauben in den Vater, der es gut meint mit seinen Menschenkindern. Ich glaube, als Christinnen und Christen haben wir unseren Platz überall da, wo es um die Zukunft geht. Um die Zukunft der Neuankömmlinge in unserem Land, um neue Spielregeln, die das Wirtschaften unter den Nationen prägen werden, um die Zukunft unseres Planeten. Da ist unser Platz an der Seite derer, die sich da für gute, für gerechte Lösungen und Entscheidungen einsetzen oder sich wie in dieser Woche am Münchner Hauptbahnhof ganz praktisch um Menschen kümmern, die gerade nichts anderes dringender brauchen als Wasser zum Trinken und Windeln für die Babys.

Nicht, weil wir besser wüssten, was richtig ist, nicht, weil wir es besser könnten als andere. Man muss kein Christ sein, um ein guter Mensch zu sein. Und Gebete können keine Sachkenntnis ersetzen. Aber unser Platz ist dort, weil wir unsere Hoffnung einbringen können, und die gibt uns einen langen Atem.

Und der, glaube ich, tut Not. Die Gesellschaft für die deutsche Sprache kürt jedes Jahr ein „Wort des Jahres“. Im Jahr 2007 war das die Klimakatastrophe – und dann kam Fukushima, und der Klimaschutz war in aller Munde. Aber irgendwann war das Thema dann durch. Zwar schaffte es vor zwei Jahren noch mal eine Schmelze in die TopTen – aber da ging es dann nicht mehr um die Gletscher-, sondern um die Zinsschmelze. Ich glaube, in diesen Beobachtungen spiegelt sich eine gewisse Kurzatmigkeit unserer Zeit. Es ist ja nicht so, dass das mit dem Klima gleichgültig geworden wäre – aber als gesellschaftliches Thema ist es in den Hintergrund getreten. Und ich denke, das hat damit zu tun, dass das Problem zu gewaltig scheint. Irgendwie steht es noch auf der politischen Agenda, und vielleicht gibt es im Vorfeld des Klimagipfels im Dezember in Paris ja diesmal Anlass zur Hoffnung – aber weithin ist da heute Resignation, wo vor Jahren noch ein Gefühl des „Das können wir schaffen“ war. Und da beschäftigen mich die Frage, wie lange „Das können wir schaffen“ das dominierende Gefühl ist, wenn es um die Aufnahme 100000er Verfolgter und Flüchtlinge bei uns geht. Dass die Stimmung umschlagen könnte – man weiß nicht so recht, ob manche Stimme im öffentlichen Diskurs davor warnen oder den Stimmungsumschwung herbeiführen möchte.

Wir haben aber keinen knechtischen Geist empfangen, dass wir uns fürchten müssten; sondern einen kindlichen Geist, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater!

Und in diesem Geist wissen wir um einen Grund zur Hoffnung, der außerhalb unser selbst liegt. Das glaube ich, und davon will ich reden: meine Hoffnung liegt in Gott, und wenn er uns dorthin stellt, wo es gilt, Menschen willkommen zu heißen und ihnen beim Eingewöhnen zu helfen, dann dürfen und sollen wir an diesen Orten

tun, was in unseren Kräften ist. Aber wir müssen nicht glauben, dass alle Last dafür auf unseren schmalen Schultern liegt. Wir mögen schwach werden, uns müde fühlen, es mag immer wieder Zeiten geben, in denen wir uns außerstande sehen, das Gute zu tun, das wir gerne tun würden.

Doch wo uns der Atem auszugehen droht – da hat Gott den längeren Atem. Er sieht auf seine Kinder – heute, morgen und auch in einem, in zwei, in fünf Jahren, das will ich glauben, an dieser Hoffnung will ich mich immer wieder neu aufrichten und tun, was ich vermag.

Und wenn wir das gemeinsam tun, dann schenke Gott, dass unsere Hoffnung vielleicht auch den einen oder anderen von denen inspiriert, die sich mit uns einsetzen für eine Zukunft, in der ein jeder Mensch leben kann in Freiheit und ohne Angst. Amen